

Hamburger Echo

Redaktion: Altona, I. Stock, Altonaer Straße 11. I. Stock. Verantwortliche Redaktion: Paul Engelmann, Altona. Expedition: Altona, I. Stock, Altonaer Straße 11. I. Stock. Buchhandlung: Altona, I. Stock, Altonaer Straße 11. I. Stock.

Abonnement: Vierteljahr 6,00 A. Halbjahr 11,00 A. Ein Jahr 20,00 A. Einzelnummern 40 A. Sonntags- und Festtagsnummern 60 A. Kleinere Abnehmer 1/2 Preis. Ausland: 1/2 Preis. Postamt: Altona, I. Stock, Altonaer Straße 11. I. Stock.

Nr. 30. Mittwoch, den 18. Januar 1922 - Abend-Ausgabe. 36. Jahrgang.

Kritische Stimmen zur Groß-Hamburg-Frage.

Die beiden Denkschriften.

Zwei Hamburger Zeitungen, die „Nachrichten“ und der „Correspondent“ haben in den letzten Tagen heftige Vorwürfe gegen den Senat erhoben, weil er seine Denkschrift zur Groß-Hamburg-Frage so spät erst der Öffentlichkeit unterbreitet hat. Ihren Inhalt habe man zuerst aus der Antwort kennen gelernt, die von der preussischen Regierung in der vor einigen Tagen herausgegebenen Denkschrift erteilt wurde. Die Vorwürfe richten sich an die falsche Adresse, auch wenn sie lediglich von inhaltlichem Ungeheuer sind. Hamburgs Denkschrift hat im Oktober vorigen Jahres der Zentralstelle zur Neugliederung des Reiches vorgelegen und hat, was aus den damals in allen Zeitungen erschienenen Berichten hervorgeht, einen für Hamburg durchaus günstigen Eindruck erzielt. Preußen hat dann, wie sich jetzt herausstellt, nur zu dem Zweck, um die Angelegenheit zu verschleiern und sie womöglich dem Forum der genannten Reichsstelle gänzlich zu entziehen, Einspruch gegen die weitere Verbreitung der Hamburger Denkschrift erhoben. Hamburg hat im Vertrauen darauf, daß die Sache im gegenseitigen Einvernehmen gefördert werden sollte, sich dem Einspruch gefügt und von der Verbreitung seiner Denkschrift an die Presse, die einzelstaatlichen Parlamente usw., abgesehen. Inzwischen ist die preussische Regierung mit ihrer Eingebung, „wie Zieten aus dem Busch“ auf dem Plan erschienen. Sie hat ihre Denkschrift ebenfalls veröffentlicht, nur nicht an den Hamburger Senat, der sie — soweit wir unterrichtet sind — bis heute noch nicht erhalten hat, sondern sie sich auf Umwegen verschaffen mußte. Wer sich von einem solchen Vorgehen nicht imponieren lassen will, der mag es tun. Die gute Sache, die Hamburg zu vertreten hat, kann dadurch nicht im geringsten verletzt werden, so wenig, als sich bei näherem Vergleich der beiden Denkschriften herausstellen wird, daß die preussische Antwort nichts weiter als eine polemische Verteidigung von Spezialinteressen ist, bei der das Gesamtinteresse des preussischen Staates nur als Vorwand dient und von Rücksichten auf die Volkswirtschaft des Reiches überhaupt kaum gesprochen werden kann.

für den nächsten Fortschritt gewesen, wenn man auf solche Spezialinteressen Rücksicht genommen hätte. Das Zaubermittel der Draganisation wird sich nicht nur im Leben des Einzelnen, nicht nur bei der Zusammenfassung von Berufs- oder Klasseninteressen, es wird sich auch bewähren in bezug auf die Energien der Wirtschaft eines ganzen Volkes. Wir haben es in Deutschland in dieser Beziehung ganz besonders schmerzlich erfahren. Aber wenn wir aus lauter Ehrfurcht vor den Grenzen eines Reiches und einer Provinz nicht die Zusammenfassungen vornehmen, die notwendig erscheinen, um die größtmöglichen Leistungen zu erzielen, dann wird der Druck von Versailles viel länger auf uns lasten, als es unbedingt nötig ist. Wir bedürfen der starken Organisation, des konsequenten Aufbaus der wirtschaftlichen Verhältnisse in, eines Festes und Vaterlandes. Es hiesse, den Kopf in den Sand stecken, wenn man nicht sehen wollte, welche Aufgaben damit der Schiffsahrt und dem größten deutschen Hafen erwachsen. Darum sei den Verfassern der preussischen Denkschrift dringend empfohlen, daß sie sich einmal die drei Hafengebiete von Harburg ansehen. Wenn sie es getan haben, werden sie vermutlich nicht glauben, daß Harburg, falls mit Hamburg einmal nicht mehr gerechnet werden könnte, in der Lage sein würde, die Stelle Hamburgs für Deutschland auch nur eine Woche einzunehmen. Diese außenpolitischen Bedenken, die eine verzeihliche Neugier mit den Wahrgängern haben, die ältere Damen aus dem Kaiserhof vornehmen, sind aber überhaupt nicht ernst zu nehmen, ebenso wenig die in ihrer parteipolitischen Gesinnung so klar erkennbaren Bemerkungen über die „Gefahr der Ueberfremdung des Hamburger Hafens“ und andere Engergereiztheiten.

Wir wollen uns — wie gesagt — über die preussische Denkschrift nicht erheben und darauf hoffen, daß eine neue Periode in der Groß-Hamburg-Sache beginnen wird, wenn die Zentralstelle am 24. Januar gesprochen hat und Verhandlungen zwischen Preußen und Hamburg eröffnet sind. Dann werden sich vielleicht auch nicht mehr jene Bedenken auf preussischer Seite wiederholen, die in einem Groß-Hamburg eine Verletzung des deutschen Partikularismus sehen. Hamburg wird immer bereit sein, dem Reiche zu geben, was des Reiches ist, und Preußen wird es bei jedem Schritt auf seiner Seite haben, den es zu tun bereit ist, um uns dem Ideal des deutschen Einheitsstaates näherzubringen. Die ganze Groß-Hamburg-Arbeit, die von hier aus geleistet wird, ist zuletzt nichts anderes als Vorarbeit für den großen Gedanken, wie eine einheitliche Volkswirtschaft möglich zu machen ist, und durch sie eine selbstbewußte, auf die Solidarität aller Menschen gegründete Weltwirtschaft, die zuletzt doch immer unser höchstes Ziel bleiben wird.

Hannover und Hamburg.

Im „Vollstimmten“, unserm Vorkämpfer in Hannover, war am 12. Januar ein auch in anderen Parteizeitungen abgedruckter Artikel zur Groß-Hamburg-Frage erschienen, worin die Hamburger Forderungen besonders zum Standpunkt der Arbeiterkassen der Groß-Hamburg-Gebiete bestimmt wurden. Dazu nimmt jetzt in Nr. 14 des „Vollstimmten“ der Oberpräsident von Hannover, Gustav Kossel, das Wort, um zu beweisen, daß die Hamburger Forderungen viel zu weit gingen und überaus anstrengend erfüllt werden könnten, wenn — Hamburg in Preußen aufginge. Da Kossel als alter Parteigenosse ganz besonders auch die Hamburger Sozialdemokraten zu beschören sucht, geben wir seine diesbezüglichen Ausführungen hier wieder. Kossel schreibt:

„Bei der Erörterung der sogenannten Groß-Hamburg-Frage sollte von vornherein auf jeden Uebertrag in den Ausdruck Abstand genommen werden. Es ist nicht angebracht, die Hamburger Interessen ohne Einschränkung als Reichsinteressen anzupreisen, wie es in dem erwähnten Artikel geschieht. Vielmehr wird, damit nicht eine arge Verwahrlosung der Interessen der Arbeiterkassen des Reiches, besonders anderer deutscher Hafen, eintritt, den Hamburger Forderungen nur in geringem Maße nachzugeben zu werden dürfen. Die Sozialdemokraten Hamburgs sollten darauf Bedacht nehmen, daß zwar der Hamburger Großpartikularismus an der Groß-Hamburg-Frage auf das lebhafteste interessiert ist, bei jedem aber nicht im gleichen Maße sind es die Arbeiterkassen, wie diesen einzureden, verlohnt sich.

In Hamburg ist im Laufe der Zeit für die Förderung des Handels und der Schifffahrt viel getan worden. Auf andere Art war in der Vergangenheit nicht möglich zu werden. Darauf ist der Hamburger Kaufmann und Medler in erster Linie bedacht gewesen. Einen Vorwurf machte ich ihm deswegen nicht. Aber Sozialdemokraten sollen und doch nicht um angebrachten Redensarten kommen, wie es in dem Artikel des „Vollstimmten“ geschieht. Bei allem Respekt vor Hamburger Arbeit kann es nicht sein, wenn solche Ueberforderungen geduldet werden durch den Sinn dafür, daß früher kaum in einer zweiten Stadt, so e. aktionäre und Lufthafenwidrig a von den Besitzern der Gewerkschaft werden ist wie in Hamburg; man denke an die Zustände, die der Cholera den Boden bereitet haben. Daß Harburg so spät als Seehafen einen Aufschwung nahm, war die Schuld

Hamburgs, das sich beharrlich weigerte, zuzulassen, daß im Abgange eine Sanbore weggehoben wurde, die Schiffe mit größerm Tiefgang den Weg vom Atlantik ins verstopfte. Das war alle Hamburger Kultur und Wirtschaftspolitik. Abgesehen von wirtschaftlichen und kulturellen Werten durch Preußen deshalb nicht vernachlässigt sind, ist selbstverständlich.

Wir fassen nachdrücklich nicht den Versuch in uns, die alte Hamburger Politik zu verteidigen. Aber Gustav Kossel ist durchaus auf dem Holzwege, wenn er annimmt, die Hamburger Arbeiterkassen befinden sich im Schlepptau des Hamburger Großpartikularismus bei der Vertiefung des Groß-Hamburg-Gebankens. Wichtig ist vielmehr, daß Hamburger Großpartikularisten, so zuletzt noch Wallin, einem Anführer Hamburgs an das alte Preußen zugewandt waren, während gerade die Arbeiterkassen das allergrößte Interesse daran hatten, daß Hamburg seine staatliche Selbständigkeit nicht zugunsten Preußens aufgibt. Die Gründe dafür dazulegen, erwidert heute kaum noch nötig, das ist hier oft genug geschehen. Kossel kann sie jederzeit erfahren. Er irrt aber vollkommen, wenn er meint, die Zustände, die die Cholera hervorriefen, hätten ausschließlich in der kulturellen Rückständigkeit des alten Hamburg ihren Grund. Nein, diese Katastrophe war in erster Linie die Folge der furchtbaren Wohnungsverhältnisse, die entstanden, als infolge des Mangels in den Häfen die früher dort befindlichen Wohnquartiere geräumt und andere Stadteile dadurch überfüllt werden mußten. Man mag aber dem früher in Hamburg allein regierenden Bürgeramt politische und kulturpolitische Reaktionsinsten vorwerfen, so viel man will — wir haben es in dieser Beziehung gewiß an nichts fehlen lassen — falls ist es, ihm auch auf wirtschaftlich-politischem Gebiet diesen Vorwurf zu machen, wie Kossel das tut. Denn das beruht auf trauriger Unkenntnis hamburgischer Geschichte und steht übrigens auch in Widerspruch zu der etwas übermäßigen Anerkennung, die er im übrigen dem Hamburger Großkaufmann und Medler gönnt. Jedenfalls lehnt er sich auf das zentralistisch-regierte Frankreich mit seinen unerschöpflichen Kräften, aber auch ein Vergleich Hamburgs mit preussischen Seehäfen, daß es durchaus notwendig ist, eine so wichtige Aufgabe, wie sie der große deutsche Seehafen zu erfüllen hat, nicht von der Einsicht einer Provinzialregierung in Hannover oder Schleswig abhängig zu machen, sondern sie zur Spezialaufgabe eines Stadthauses zu machen, der sich ihr möglichst ungehemmt und ausschließlich zum Vordere der gesamten deutschen Volkswirtschaft widmen kann.

Ueber Harburgs Rolle als Nebenbukter Hamburgs noch Worte zu verlieren, erübrigt sich wohl. Oberpräsident Kossel übertrifft auch dabei, daß nicht Harburg die Elbe vertieft hat, um Harburg, das erheblich später als Harburg gegründet wurde, das Wasser abzugraben, sondern um rationelle Schifffahrt betreiben zu können; daß aber Harburg von Preußen bisher einzig zu dem Zweck gefördert worden ist, um Harburg eine ebenso kostspielige wie ausschließliche Konkurrenz als Seehafen zu bereiten. Dieser Kräfteverteilung ein Ende zu machen und ein harmonisches Zusammenarbeiten beider Häfen zu ermöglichen, ist mit ein Hauptzweck für die Eingliederung Harburgs in die Groß-Hamburg-Pläne.

Im übrigen begreifen wir aber, daß auch der sozialdemokratische Oberpräsident von Hannover, trotz aller aus seiner Stellung begrifflichen Gegnerschaft, zu einer sachlichen Behandlung des Problems bereit ist, stimmen auch darin mit ihm überein, daß eine Lösung gesucht werden muß, die beide Teile zu friedensvoll und dem Gesamtwohl des Reiches dient.

Stand des Dollars (vorbislich) 192.

Dem Preussischen Landtage ist ein Gesetzentwurf, betreffend die Eingliederung der Landgemeinde Wörringen in die Stadtgemeinde Köln und Neuorganisation der zukünftigen Grenze zwischen dem Stadtkreis Köln und dem Landkreis Neuss, zugegangen. Dieser Gesetzentwurf ist infolgedessen von erheblicher Bedeutung, als er eine der Grundlagen für die sehr großen Pläne für die Stadt Köln bildet. Köln will im Westen der Stadt den größten Einfluß haben, wenn ein Teil der Industriebetriebe schaffen. Die Stadt Köln trägt sich überhaupt mit Plänen, die angeht die Lage größerer anderer Städte fast wünschenswert anmuten. Neben den großen Hafenprojekten, die viele Hundert Millionen Wert kosten werden, ist eine Kolonie geplant, für deren Gebäude von den Stadtverordneten 147 Millionen Mark gebildet werden. Außerdem sind Beschlässe auf Errichtung eines großen Kaufmannshauses und einer Hochhäuser gebaut worden. Schließlich beschäftigt sich die Stadtverwaltung mit großen Plänen an der inneren und an der äußeren Peripherie des Stadtkreises, die der alten und etwas bebauten Stadt Köln große Grünanlagen, Parks, Spielplätze und ähnliches verschaffen sollen. Gegen einen Teil der Pläne verhält sich die sozialdemokratische Stadtverordnetenfraktion wegen der unsicheren wirtschaftlichen und politischen Lage skeptisch.

Vor Poincaré's Antrittsrede.

Neue Interpellationen. SPD, Berlin, 18. Januar. (Drahtbericht.)

Die gesamte europäische Öffentlichkeit erwartet mit Spannung den morgigen Donnerstag, wo der neue Ministerpräsident in der französischen Kammer das Programm entwickeln wird. Noch weiß man nicht, welcher Art dieses Programm sein wird. Soweit Poincaré Gelegenheit gegeben hat, durch die französische Presse seine Meinung zu sagen, hat er lediglich das mitgeteilt, was ihm notwendig erschien, um auch weiterhin die englische Freundschaft sicherzustellen. Neuerdings schreibt das französische Blatt „Liberte“ zu der morgigen Programmrede: Die Regierung Poincaré bedeutet nicht, wie unsere Feinde, die Gegner der Regierung, es glauben machen wollen, eine Aenderung der Politik, sie bedeutet lediglich eine Aenderung der Methode. Auch Briand wollte aus dem Vertrag von Versailles jeden möglichen Vorteil ziehen, die Wiederherstellung erreichen und die Grenzen des Landes sichern, aber er wählte die Mittel nicht gut, sondern ließ sich allmählich von den Verbündeten ins Schlepptau nehmen. Es handelt sich darum, unsere Politik eine andere Geltung aufzulegen und sie von den überflüssigen Übernennungen zu befreien, mit denen sie fremde Hände geführt haben. Die Regierungserklärung wird alle übrigen Dünste zerstreuen.

Ob diese Ankündigung zutreffend ist, erscheint sehr fraglich; denn die Differenzen, die zwischen dem englischen und dem französischen Ministerpräsidenten bestehen, sind nicht leichter Art. Das hat sich erst neuerdings bei den Verhandlungen zwischen Poincaré und dem englischen Außenminister über außenpolitische Fragen gezeigt. Es scheint, daß die französische Politik darauf hinausläuft, die Engländer neuerdings an den Orient zu ziehen und so ihr Interesse von der europäischen Politik abzulösen, damit Frankreich wieder die Vormachtstellung erlangen kann, die tatsächlich kurz vor dem Ausbruch der europäischen Politik inne hatte. Inzwischen ist der englische Außenminister wieder nach London zurückgekehrt, ohne etwas besonders in Paris erreicht zu haben.

Paris, 17. Januar. Am Vormittag fand unter dem Vorsitz des Präsidenten Millerands der erste Ministerrat des Kabinetts Poincaré statt. Poincaré setzte den Stand der auswärtigen Angelegenheiten auseinander und berichtete über die Unterredungen mit Lord George und Lord Curzon. Finanzminister de La Follette teilte in seiner Darstellung der Finanzlage mit, daß er demnächst den Budgetentwurf für 1923 einbringen werde. Der nächste Ministerrat wird am Donnerstag stattfinden und die ministerielle Erklärung für die Kammer stellen.

Paris, 18. Januar. Baronne wurde von der sozialistischen Kammergruppe beauftragt, die Regierung über die allgemeine Politik zu interpellieren. Ferner brachte Marc Sangnier eine Interpellation über die auswärtige Politik der Regierung und über die Pläne bezüglich der wirtschaftlichen Wiederherstellung Europas ein. Der Abgeordnete Bonnes wird den Ministerpräsidenten über die Durchführung der Resolutionen interpellieren; die im interalliierten Ausschuss zur Bewahrung der Leipziger Kriegsschuldigenprozesse dem Obersten Rat unterbreitet.

Aus Anlaß seines Amtsantritts hat Poincaré an die Regierungen der Entente Staaten Begrüßungstelegramme geschickt.

Die Konferenz von Genua.

Eingeladene Einladungen — Die Teilnahme Englands und Australiens.

Wien, 17. Januar. Der italienische Botschafter überreichte der österreichischen Regierung eine Note des italienischen Außenministers, worin Österreich zur Konferenz nach Genua eingeladen wird. Madrid, 18. Januar. Die spanische Regierung erhielt eine Einladung zu der Konferenz nach Genua. Prag, 18. Januar. Tschechoslowakisches Pressebureau. Die tschechoslowakische Republik erhielt das Einladungsgeheimnis zur Teilnahme an der Konferenz in Genua. Washington, 18. Januar. Das Staatsdepartement erhielt eine Einladung zur Teilnahme an der Wirtschaftskonferenz in Genua.

Dem „Berliner Tageblatt“ wird von unrichtiger Seite mitgeteilt, daß die Genue, welche auf der Konferenz in Genua von drei bis fünf Delegierten und die kleineren Staaten durch zwei Delegierte vertreten sein werden. Deutschland werde fünf Delegierte entsenden können. „Berliner Tageblatt“ meldet aus Helsingfors: Die Sowjetregierung wünscht bei der Wirtschaftskonferenz in Genua folgende Fragen zur Beratung zu bringen. Bekämpfung der russischen Staatsschulden, Schadenersatz für Verluste infolge der Intervention fremder Mächte, Zurückgabe der russischen Handelschiffe, die von Denikin, Judenitch und Wrangel weggenommen wurden, Regelung der ostbaltischen Frage, wirtschaftlicher Wiederaufbau Australiens, Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zum Ausland, Regelung des Konsumtions, Erörterung der Balkanfrage, sowie Nationalitätenfragen. Die Regierung ernannte eine besondere Kommission unter Leitung Tschitschews, die diese Fragen im einzelnen ausarbeiten soll. Auf Verlangen der Regierung auf der Wirtschaftskonferenz

Der Wanderer ohne Weg.

Roman von August Hinrichs.

14) Kreisch habe ich dies alles erst später erfahren. Lange Erfahrungen haben mir auch eine gewisse Sicherheit gegeben, durch ein paar Finten und einen kräftigen Stoß meines Stodes den ärgsten Kater kampfsfähig zu machen. Damals aber schickte ich nur blindwütend zu, und die Folge war, daß er sich um so mächtiger gebärdete und mir im Innern die Mote geriet. Auf unsern Mann hin, kam der Verkehr, aber er sah mir nicht, sondern rief nach einem zweiten Hund herbei, und ich war froh, als ich wenigstens mit heißen Händen wieder drauhen war. Ich hatte genug von diesem ersten Versuch und setzte mich am anderen Ende des Dorfes hin zu warten. Nach einer halben Stunde kam mein Koller und fragte, was ich bekommen hätte. „Drei Pfennig und eine zerrissene Mote“, gestand ich. „Er lachte mich aus, dann war er sich zu mir ins Gras und kamte keine Zeichen leer: nunmehr Pfennig, ein Stück Butter und ein paar Scheiben Brot. Ich legte meine zwei Pfennig dazu. „Du hast doppelt so viel, wie Du brauchst“, lachte er und warf mir großzügig einen Pfennig wieder zurück. Dann zog er eine leere Mote aus der Tasche und schickte mich mit den stanzigen Pfennigen ins Wirtshaus: „Sol einen Sorow.“ „Einen Sorow? Was ist das?“ mußte ich fragen. „Er schüttelte den Kopf über meine Unwissenheit und beehrte mich, daß ich Schwachs halten sollte. Als ich wiederkehrte, kräftigsten mir, und er teilte redlich alles mit mir.“ „So“, meinte er befehlend. „Nehmt Du erst Deine Mote mit.“ Aber ich beschrieb weder Mote noch Brot. „Du bist mir ein dummer Koller“, lachte er, „sieh mir aus, ich mach's schon fertig.“ So zog ich denn die Mote herunter, und er näherte sie geschäftig wieder zu. „Nimm. Aber mitten in der Arbeit wurden wir gestört, denn plötzlich kam ein Landjäger geritten. Ich erschau und hatte ein böses Geminnen wegen des Reittiers;

ich muß wohl ganz blaß geworden sein, denn mein Koller fragte: „Ist Deine Mote nicht im Lot?“ Da war der Landjäger schon da, hielt sein Pferd an und rief: „Nimm mit heran, ihr beiden!“ Ich hätte meine nackten Beine gern verdeckt, aber es half mir nichts, ich mußte, so wie ich war, aufstehen und zu ihm hingehen. „Jetzt Eure Motten her“, schmeigete er. Groß und stattlich sah er in seiner blanken Uniform auf dem Pferd — er war der Vertreter der idyllischen, sicheren und geordneten Welt, zu der ich selbst gestern noch gehört hatte. Jetzt war ich der Feind geworden und fühlte mich Gegenstand der tiefen Haß und der Erbitterung der Enterteten in mir aufsteigen. Da sah er meine nackten Beine und schrie: „Du scheinst ja ein ganz dummer Bruder zu sein; her mit der Mote!“ Ich horchte ihn verlorren an, weil ich nicht wußte, was er meinte. „Mensch, Deine Motten“, half mir mein Koller. Ich nahm sie aus dem Hod, den ich anbehalten hatte, und reichte sie ihm hinan. „Du hast hinein und lachte laut auf. „Du Koller, gestern erst von Wirtinnen gekommen? Hast wohl schon vor lauter Angst die Motten —?“ Und er brüllte vor Lachen, warf mir die Motten zu und mit seiner. Jetzt sah ich erst, daß eine große Spur hinter sich um uns herum gewirbelt hatte und sich über mich lüftung machte, mein Koller hatte ebenfalls wie besessen. Ich kann mir denken, daß ich sehr komisch ausgesehen habe, denn ich hatte ja Hod und Stiefel anbehalten, und die Mottenstiefel schlugen mir um die nackten Antee. Heute hätte ich selbst darüber gelacht, damals lagen die kleinen Dierleierchen des Lebens noch tief vor mir bedeckten, ich konnte noch nicht das Tröpfchen Dunst, das im Aderwerk allen Geschöpfen spielt und die härtesten Jäger so leicht hinbewegen läßt.

So wollte ich denn nur im blinden Jörn meinen Stod und ging auf die Kinder los, die nur immer toller lachten und lachten. Mein Koller wählte sich vor Deswegen im Gras, während ich vor Stod schämte. „Entlich aber helf er mir doch, die Kinder zu beruhigen, und ich konnte meine Mote wieder anschieben.“ „Mensch“, lachte er, „und die Kinder lollerten ihm dabei, über die Rachen, das verzehe ich in meinem ganzen Leben nicht wieder.“

Da schrie ich ihm an, daß er Angst vor mir bekam und erschrocken schrie. Aber diesen Tod hob auch ich nicht wieder verheßen. Die Mote, der Fint, mein Geld — alles verloren; ein Vetter, von Hundst geheit, vor dem, Landjäger zitternd, von den Kindern verhorrt, und ausgelacht — es war genug für einen einzigen Tag. Eine ungeheure Wut hab ich damals in mich hineingepreßt, und einen Tag habe ich gegen die ganze Welt, daß ich kalten Dergern einen Wort bedargen hätte. Eine Mote war ich noch mit meinem Koller zusammen gekommen. Auch gestanden hab ich wieder, aber nicht mehr anglich und beschaden, sondern köhnisch und frech. Mir war alles einetel. Nur, wenn ich denn noch mit wunden Füßen in irgend einer schmutzigen Dergere lag, kam mir mein Stod recht vor die Augen, und ich heulte stumm vor mich hin. Mottelich hat mein Koller das gemerkt, denn er stielte bisweilen und wedte mich. Aber das konnte ich nicht ertragen. Ich war gerotzt und auch wohl ungerotzt — als er mich eines Morgens spätlich frugte, ob das Kindchen Deimweh habe, fuhr ich ihm an die Gurgel und verdränkte ihn in blindem Jörn betarrig, daß er austratete. Dann zählte ich meine zusammengeschobenen Pfennige und wanderte in drei Tagen nach der kleinen Stadt, in der meine Schwester Mote wohnte. Ich schmeite mich nach einem Menschenherzen, nach Ruhe und Arbeit und einem stillen Heim — ich hielt es auf der Straße nicht mehr aus.

Ich fand Arbeit und Wohnung bei einem Meister, der außer mir nur noch ein paar Lehrlinge beschäftigte. Die Werkstatt war eng und dunkel, und das Werkzeug verstaubt. Auch dazu wurde gepöfcht — die Tische, an denen die Lehrlinge arbeiteten, setzten ihre Beine so stiel, als wenn sie bananenförmig stielten. Ich wollte es ändern, aber der Meister sagte, das wäre keine Zeit; es müße nur alles schnell fertig werden, wie das sei einetel. So füllte ich mich recht unglücklich und wäre sicher keine Stunde geliebten, wenn nicht die Räder der Schmeiter mich gehalten hätte. Verlassen und elend, wie ich war, hatte ich nur das Zielgen nach einem lieben Menschen.

Da ich mich aber in meinem allerhöchsten Zeuge nicht sehen lassen mochte, arbeitete ich die Woche über wie toll darauf los und schickte mich mit meinem ersten Lohn glücklich einigermassen wieder insstund. Endlich konnte ich Hilfe auffuchen. In einem engen und dunkeln Gaussturz, zwischen einem Haufen lachender Kinder, stand ich frage nach ihr. Da ging eine Tür, ein junges Mädchen trat heraus, ich erkannte sofort die lieben Züge meiner kleinen Schwester, und die Tränen stießen mir in die Augen. „Gilde“, rief ich, „kennst Du mich noch?“ Sie sah mir ins Gesicht und schüttelte den Kopf — wir hatten uns fast sechs Jahre nicht gesehen. „Ich bin Waul“, sagte ich leise. Da schrie sie auf und lag mir mit Lachen und Weinen in den Armen. In diesem Augenblick, da sich ein lebendiges Wesen wieder in Liebe mit mir verknüpfte, fühlte ich erwidert und erst die ganze Verlassenheit und hilflose Einsamkeit der letzten Woche, in die ich geraten war. Nun löste sich das schmerzliche und bittere Empfinden in einer stillen Wehmüt auf, und schon das Vermitteln, nicht ganz allein in einer Welt voll fremder Geschöpfe zu leben, tröstete und beruhigte mich.

Gilde war jünger als ich, aber da sie mir nun mit ihrer Hand über's Haar fuhr, war sie nicht mehr die kleine Schwester, mit der ich vor langen Jahren gespielt hatte; ihre Hand war mütterlich geworden und ich selbst der kleine Junge, der hilflos zu ihr geflüchtet kam. Ich sah ihr in die Augen, die von einem stillen Ernst befeelt waren, und doch hatte ihr ganzes Wesen eine gelassene Heiterkeit, die meinem wunden Herzen unendlich wohl tat. „Nimm jetzt“, sagte sie endlich, „Du mußt heute bei mir bleiben.“ Dann nahm sie meine Hand und führte mich in die Wohnung. Ich hatte nicht darauf geachtet, daß sie an einem schmalen Gasse in einem niedrigen Hause wohnte; ich wählte sie bei wohlhabenden Verwandten, und da sie meine Hand hielt, war es mir, als führe sie mich aus einem trüben Sumpfe wieder in das Belagene süßgeruchigen Lebens zurück. Jemandes unheimliche Hoffnung ließ mich wieder aufatmen. Verlesung folgt.